

PATRICIA MACDONALD

**DENEN
MAN NICHT
VERZEIHT**



Zum Buch

Seit Jahren hatte Britt keinen Kontakt zu ihrer Schwester, nun ist Greta bei einem Brand ums Leben gekommen. Bei der Beerdigung trifft Britt erstmals ihre Nichte und den verschlossenen Schwager Alec. Und sie erfährt, dass der Brand kein Unfall war. Britt beginnt zu recherchieren und alle Indizien weisen auf Alec. Doch dann wird Britt Opfer eines Anschlags und die Ereignisse nehmen eine überraschende Wendung...

Patricia MacDonald

**Denen man
nicht verzeiht**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Christiane Winkler

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Suspicious Origin

Besuchen Sie uns im Internet: www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Patricia Bourgeau

Published by Arrangement with Patricia Bourgeau

c/o JANE ROTROSEN AGENCY LLC, 318 East 51st Street, New York, NY 10022 USA

Copyright der deutschen Übersetzung © 2010 by Weltbild GmbH & Co KG, Augsburg

Übersetzung: Christiane Winkler

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Uhl+Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95973-948-1

Die Autorin

Patricia MacDonald stürmt mit ihren raffiniert konstruierten Spannungsromanen regelmäßig die Bestsellerlisten in den Vereinigten Staaten, aber auch in Frankreich. Viele ihrer Bücher sind auch auf Deutsch erschienen, sodass sie inzwischen auch hierzulande über eine zahlreiche Fangemeinde verfügt. Patricia MacDonald lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter im US-Bundesstaat New Jersey.

Für Ann, Mike und Barbara Chomko

Danksagungen

Mein besonderer Dank für die geduldige Beantwortung all meiner Fragen gilt Jay Bethel, Brandmeister und Bluesmusiker, und Janet Miller, Expertin für alles, was den Winter betrifft. Für ihre Bemühungen meinerwegen: France desRoches, Michelle LaPautre, Jane Berkey, Meg Ruley, Peggy Gurdjin, Judith Curr und Maggie Crawford, dem Lektoratsengel an meiner Seite. Vor allem aber meinem strengsten und liebsten Kritiker von allen, Art Bourgeau.

Kevin Carmichael schreckte aus dem Schlaf hoch. Es war dunkel, und er wartete darauf, dass sich sein wild schlagendes Herz beruhigte. Er konnte sich nicht mehr an den Albtraum erinnern, der ihn geweckt hatte. Der hatte sich schon verflüchtigt, als Kevin die Augen öffnete. Aber aus der Zeit, in der er Psychiater für ihre Aussage vor Gericht vorbereitete, wusste er genug, um das nachklingende Gefühl einordnen zu können. Man nannte es Affekt. Ein Angsttraum. In letzter Zeit hatte er viele. Immer wieder träumte er, er sei in einem Labyrinth gefangen, stoße auf eine Sackgasse nach der anderen, gehetzt von einem Gefühl der Ausweglosigkeit.

Er schaute hinüber zu Caroline. Sie schlief friedlich auf ihrer Seite, ihr volles, bernsteinfarbenes Haar breitete sich in einem dichten Lockengewirr über das Kopfkissen aus. Er stützte sich auf den Ellbogen, streckte die Hand aus und schob ihr sanft ein paar Strähnen aus der Stirn, sodass er ihr Gesicht sehen konnte. Im matten Mondlicht wirkte ihr leuchtender Pfirsichteint beinahe grau, aber die Vertiefung in ihrer Wange war deutlicher zu sehen als sonst. Mit einem Finger zeichnete er die straffe, geschmeidige Linie ihres Rückens nach. Sie war sehr sportlich, eine fabelhafte Skiläuferin, eine akribische Turnerin, sodass ihr Körper das ideale Verhältnis von Muskeln und Rundungen aufwies. Als er jetzt den Bogen ihrer dunklen Augenbrauen betrachtete, den fein gezeichneten Umriss ihrer Lippen, überkam ihn das vertraute Gefühl von Zärtlichkeit und Begierde. Sie wirkte so gelassen, so ruhig, als hätte sie keinerlei Sorgen. Wenn sie wach war, wirkte sie nie so.

Kevin seufzte und schaute auf die Uhr. Viertel nach zwölf. Er wusste, dass er sich nicht umdrehen und wieder einschlafen konnte. Er war so munter, als habe ihm jemand einen Eimer Wasser über den Kopf gegossen. Natürlich konnte er liegen bleiben und sich von einer Seite auf die andere wälzen, bis er entweder wieder einnicken oder seine Frau durch sein Rascheln aufwecken würde. Vielleicht würde sie ihm schläfrig anbieten, ihn ein wenig zu massieren, um ihm das Einschlafen zu erleichtern. Vielleicht würde die Massage zu Zärtlichkeiten und zu mehr führen. Keine Frau hatte ihn jemals so sehr erregt wie Caroline. Und er war auch noch nie einer Frau begegnet, die jedes seiner Bedürfnisse so vollkommen befriedigte. Von dem Augenblick an, als sie sich begegnet waren, war es perfekte Übereinstimmung und totale gegenseitige Anziehung gewesen. Es war paradox, dachte er jetzt, und zum Verrücktwerden, dass sie trotz ihres großartigen Sexlebens Carolines größten Wunsch nicht erfüllen konnten. Sie hatte schon viele Spezialisten aufgesucht, und alle hatten erklärt, dass sie keine Kinder bekommen könne.

Er seufzte und ließ sie schlafen. Es wäre egoistisch, sie zu stören.

Vorsichtig schwang Kevin die Beine aus dem Bett, schlüpfte in seine Hausschuhe und griff nach seinem Morgenmantel, der über dem Bettgestell aus Messing hing. Er schauderte, als er ihn anzog, und band den Gürtel fest. Es war erst Anfang Dezember, aber hier in Vermont hatte der Winter bereits Einzug gehalten.

Auf Zehenspitzen verließ er das Zimmer und zog die Tür hinter sich zu. Dann ging er den Flur entlang, an Vickis Zimmer vorbei. Unter ihrer Tür war ein Lichtstreifen zu sehen.

Sie schlief also noch nicht. Geschieht ihr recht, dachte er. Sie war es, die ihnen ihren Seelenfrieden geraubt hatte.

Er stieg im Dunkeln die Treppe hinab und öffnete die Tür zur Küche. Etwas Dunkles bewegte sich am Boden und flitzte an ihm vorbei. »Oh mein Gott«, rief er aus, und gleich darauf fiel es ihm ein. Natürlich, Kirby, Vickis Katze, besser gesagt ein Kater. Das hatte noch gefehlt, dass sie dieses ungepflegte Wollknäuel mitgebracht hatte, als sie eingezogen war. Und er und Caroline hatten es auch noch bereitwillig gestattet. Bisher hatten sie eine ganze Reihe von Dingen gestattet, die sie normalerweise niemals hingenommen hätten. Alles, um sie hier im Haus bei Laune zu halten, bis sie das Baby bekommen würde. Ihrer beider Baby. Das Baby, das Vicki ihnen zur Adoption freigeben würde.

Kevin knipste das Küchenlicht an und schaute sich suchend nach dem Teller mit den Brownies um, die Caroline am Morgen gebacken hatte. Gewöhnlich buk sie keine Süßigkeiten, weil sie auf ihre Linie achtete. Aber sie hatte ihren Nachbarn, den Lynchs, etwas bringen wollen, als Dank dafür, dass sie ihnen in der vergangenen Woche das Haus und die Katze gehütet hatten, und Caroline hatte ein zusätzliches Blech für sie selbst gebacken. Er blickte sich in der Küche um und öffnete schließlich die Kühlschranktür. Da stand tatsächlich der Brownie-Teller, doch es waren lediglich Krümel übrig unter der zerknüllten Frischhaltefolie, die den Teller nur noch halb bedeckte. Vicki, dachte er wütend. Das war typisch. Sie hatte alle Brownies weggeputzt und den leeren Teller im Kühlschrank stehen lassen. Manchmal wünschte er, er könnte sie einfach hinauswerfen, samt all ihren Sachen.

Vor einer Woche erst waren sie von einer anstrengenden Reise nach Disney World zurückgekommen. Für ihn und Caroline war es wahrlich nicht erholsam gewesen. Ihre Vorstellung vom Paradies war ein heißes Bad nach einem Tag auf der Skipiste – und nicht, in der Hitze mit einem schwangeren Teenager von einer albernen Attraktion zur nächsten zu latschen. Aber Vicki war noch nie in ihrem Leben in Disney World gewesen und hatte hinfahren wollen. Das sei lächerlich, hatte Kevin ärgerlich aufgebeehrt, als Caroline ihm erzählt hatte, was Vicki sich wünschte. Aber Caroline hatte ihn gedrängt, mit diesem gequälten, ängstlichen Ausdruck in ihren großen braunen Augen, den Kevin so oft gesehen hatte, seit Vicki sich auf ihre Anzeige gemeldet hatte: »Liebevolles Ehepaar kann Ihrem Baby ein schönes Zuhause und ein bequemes, glückliches Leben bieten.«

Er knallte die Kühlschranktür zu und setzte den Wasserkessel auf, um sich eine Tasse Tee zu machen. Das war ohnehin besser, als Brownies in sich hineinzustopfen. Für ihre ganze Mühe würden sie belohnt werden, wenn sie endlich erst das Baby hätten, dachte er, während er darauf wartete, dass das Wasser kochte. Und bald würde er die Adoptionspapiere einreichen. Vicki stand kurz vor der Entbindung. Sie war vor zwei Monaten bei ihnen eingezogen. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, dachte er seufzend.

Kevin trug die dampfende Tasse in das Arbeitszimmer am Ende der Diele, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und legte die Füße auf den Schreibtisch. Er knipste die Schreibtischlampe an, und sein Blick fiel auf die Wasserflecken an den Wänden hinter seinen gerahmten Universitäts- und Schuldiplomen. Seine schlechte Laune kam zurück. Der Vicki-Effekt, dachte er reuevoll. Sie hatte in ihrem Badezimmer das Wasser laufen

lassen, als sie nach Florida abgereist waren. Zoe Lynch, das elfjährige Mädchen, das im Nebenhaus, am anderen Ende der Straße wohnte, war vorbeigekommen, um Kirby zu füttern, und hatte die Überschwemmung bemerkt. Das Wasser sickerte bereits durch die Decke, lief die Wände herab und hatte seine Bücher und Papiere durchweicht. Zum Glück hatte sie sofort ihre Mutter angerufen. Greta Lynch war herübergekommen, hatte den Wasserhahn zugezogen und einen ganzen Tag damit zugebracht, die Schweinerei so gut es ging aufzuwischen. Wäre Greta nicht gewesen, hätten sie vielleicht bei ihrer Rückkehr knöcheltief im Wasser gestanden.

Aus den Augenwinkeln erhaschte Kevin eine Bewegung hinter sich. Er wandte den Kopf und sah Kirby, der lauernd in der Türöffnung kauerte. Die Augen des Katers funkelten. Ich sollte eigentlich froh sein, dass du da bist, dachte Kevin. Wenn Zoe nicht hergekommen wäre, um dich zu füttern, wäre das ganze Haus fortgeschwommen. Kevin schüttelte den Kopf und trank seinen Tee in kleinen Schlucken. Entspann dich, sagte er zu sich. Versuch einfach, dich zu entspannen. Es wird nicht ewig dauern. Sobald das Baby da ist, werden Caroline und ich unser früheres Leben wieder haben. Und dazu das Kind. Vicki wird ihr Geld bekommen und für immer von hier verschwinden. Ich muss nur noch ein bisschen Geduld haben.

Aber es war schwer. Caroline hatte ihren Job als Physiotherapeutin aufgegeben, damit sie Vicki zum Arzt und zur Schwangerschaftsgymnastik fahren und wieder abholen und sie auch sonst von vorne bis hinten bedienen konnte. Kevins Einkommen war geschrumpft, seit sie hierher, nach Vermont, gezogen waren. Aber sie hatten beide diesen Umzug gewollt. Sie hatten weggewollt von seiner renommierten Anwaltskanzlei in bester Stadtlage, der ständigen Beobachtung und Berichterstattung durch die Presse. Hier waren sie anonym. Sie konnten Ski fahren, so viel sie wollten, und ein Kind in einer gesunden Umwelt aufziehen. Die Kanzlei würde mit der Zeit schon florieren, aber anders als früher war Geld momentan ein Thema. Denk an das Ziel, ermahnte er sich. Es ist für Caroline. Die ganze Mühe würde sich gelohnt haben, wenn sie erst mit dem Kind in den Armen vor ihm stünde.

Kevin knipste die Schreibtischlampe aus und ging wieder in die Küche, wo er seine Teetasse ausleerte und dann in die Geschirrspülmaschine stellte. Als er sich gerade anschickte, wieder nach oben zu gehen, hörte er Kirby an der verschlossenen Tür zur hinteren Terrasse kläglich miauen. Er wollte hinausgelassen werden.

»Okay«, sagte er gereizt. »Aber es ist kalt da draußen.« Gähnend ging er hinüber zur Tür. In dem Augenblick, als er die Tür aufstieß, stieg ihm ein stechender Geruch in die Nase. Rauch, dachte er. Sein erster Gedanke galt dem Kamin. Sie hatten heute Abend Feuer gemacht. Er hatte es mit Asche bedeckt, ehe sie zu Bett gegangen waren. Konnte es wieder aufgeflammt sein? Er schloss die Tür und ging durchs Haus zurück ins Wohnzimmer. Etwas Glut war im Kamin zu erkennen, aber das war alles. Merkwürdig, dachte er. Er öffnete die Eingangstür und trat fröstelnd hinaus, um einen Blick ums Haus zu werfen. Der Geruch war jetzt stärker, beißender, und als er durch die Bäume am Rand des schneebedeckten Felds neben seinem Haus schaute, sah er einen flackernd roten Feuerschein dort, wo das Farmhaus der Lynchs stand.

»Großer Gott«, sagte er laut. Er beugte sich über das Terrassengeländer, um besser

sehen zu können. Ein riesiger Feuerball leuchtete hinter den kahlen Ästen der Bäume, die die beiden Grundstücke trennten.

»Herr im Himmel!«, murmelte er. Er eilte zurück ins Haus, wählte den Notruf 911, und als er verbunden war, rief er atemlos: »Hier ist ein Feuer!« Er nannte die Adresse und knallte den Hörer auf die Gabel.

Dann rannte er zur Treppe und brüllte: »Caroline. Wach auf. Da ist ein Feuer.«

»Was ... was ist, Kevin«, murmelte sie im Halbschlaf.

»Ein Feuer«, schrie er. »Sieht so aus, als würde das Haus von Lynchs brennen. Ich lauf rüber!« Er wartete ihre Antwort nicht ab, warf in aller Eile Hausschuhe und Morgenmantel von sich und zwängte seine Füße in ein Paar Stiefel, das neben der Tür stand. Dann riss er seinen Parka von der Garderobe und rannte über das Feld. Im Dunkeln strauchelte er an ein paar Stellen mit vereistem Gras, während er im Laufen seine Jacke überstreifte.

Ray Stern und seine Frau Annabel traten aus der Coleville Public Library, streckten sich und rieben sich den Rücken. »Sie sollten diese Klappstühle gegen bequemere auswechseln, wenn sie zwei Filme nacheinander zeigen«, brummte Ray. Sie hatten zu den wenigen Zuschauern gehört, die sich Pauline am Strand und Das grüne Leuchten von Eric Rohmer ansehen wollten.

»Aber es war wunderbar«, sagte Annabel, und ihre Augen strahlten. »Ich habe diese Filme seit meiner Studentenzzeit nicht mehr gesehen. Rohmer ist einfach brilliant. Ein Mann, der Frauen wirklich versteht.«

»Na, ich bin ja froh, dass es dir gefallen hat«, erwiderte Ray, obwohl seine Augen vom Lesen der Untertitel schmerzten. Für seinen Geschmack waren die Filme des berühmten französischen Regisseurs zu langatmig, und es wurde viel zu viel geredet. Es war ihr dreiundzwanzigster Hochzeitstag, und Annabel hatte es vorgezogen, nur einen Hamburger zu essen und ausländische Filme in der Bibliothek anzuschauen, statt sich auf ein teures Abendessen in irgendeinem Nobelrestaurant einladen zu lassen. Ray kam ihren Wünschen, zumal bei Anlässen, immer gern nach.

»Es war doch nicht etwa zu viel Rohmer für dich?«, fragte sie besorgt.

»Nein, nein, überhaupt nicht«, antwortete Ray. Nach einer langen Ehe verstand Ray genug von Frauen, um zu wissen, wann er seine Meinung besser für sich behielt. Als Ray Annabel vor vielen Jahren kennengelernt hatte, war sie Kunststudentin an der New Yorker Universität gewesen und hatte hier in Coleville ihre Skiferien verbracht. Sie hatte sich in Ray und die Landschaft von Vermont verliebt. Annabel lebte jetzt seit 23 Jahren hier und verkaufte ihre Landschaftsbilder recht gut, Ray war zum Polizeichef aufgestiegen. Ihr einziges Kind, Natalie, war nach New York City gezogen und hatte an der Columbia University ein Medizinstudium begonnen.

Annabel warf ein Kopftuch über ihre kupferfarbenen getönten Locken. »Brrr ... Man hat das Gefühl, dass es bald schneit. Hast du den Wetterbericht gelesen?«

Ray betrachtete nachdenklich den Hof um den Mond. Er war hier aufgewachsen; er liebte den Anblick des Mount Glace und die Gebirgskette, die über der Touristenstadt aufragte. Er liebte all die kleinen Läden und Cafés in der Main Street, die die Skifahrer die ganze lange Wintersaison hindurch gepflegten. Es war schön, in einem so malerischen Ort zu leben, wo es kurze, aber herrlich grüne Sommer und atemberaubend schönes Herbstlaub gab. Doch manchmal, musste er gestehen, war er des immerwährenden Schnees überdrüssig. Es war noch nicht einmal Weihnachten, und doch hatten sie schon mehrmals Schneefälle gehabt. Die Geschäfte hier lebten davon. Die Saison brauchte ihn. Aber was ihn betraf, so hatte Ray schon im Januar immer vollauf genug von der weißen Pracht. Insgeheim träumte er davon, seinen Ruhestand in Florida zu verbringen, zumindest die Wintermonate. »Wer braucht einen Wetterbericht?«, fragte er. »Man weiß ja sowieso immer im Voraus, wie es wird.«

»Also bitte, Ray, sei nicht so«, tadelte Annabel ihn. »Alles sieht doch so schön aus mit dieser Schneedecke.« Annabel, die aus der Großstadt stammte, konnte nie genug

bekommen von den strengen Wintern in Vermont. Sie spöttelte immer über jene, die beim ersten Anzeichen von Schnee nach Florida flüchteten. Also behielt Ray seine Sehnsucht nach einem wärmeren Klima für sich.

Sie waren jetzt bei ihrem Auto angelangt. Ray hielt seiner Frau die Tür auf, Annabel nahm auf dem Beifahrersitz Platz und schaute auf die Uhr am Armaturenbrett. »Es ist ja schon nach Mitternacht«, rief sie erstaunt aus. »Ich hatte keine Ahnung, dass es schon so spät ist.«

»Wir beide werden mit zunehmendem Alter so richtig wild«, sagte er, kletterte auf den Fahrersitz und startete den Motor. Er zwinkerte seiner Frau zu. »Vielleicht sollten wir zu Hause noch ein bisschen wilder werden.« Doch da ertönte ein quäkendes Geräusch aus dem Polizeifunkgerät, das auf dem Armaturenbrett lag.

Annabel schüttelte den Kopf und seufzte. »Das glaube ich nicht ...«

Ray lauschte stirnrunzelnd den Worten, die aus dem Gerät kamen. »Ein Feuer«, sagte er zu Annabel, die ihn fragend ansah. »In der Brightwater Road«, sagte Ray. »Da stehen diese prachtvollen, sündhaft teuren Anwesen. Ich fahr mal besser hin.« Nach den vielen Jahren nahmen sie solche spontanen Änderungen ihrer Pläne gelassen. Auch wenn Coleville eine friedliche Stadt war und relativ wenige ernsthafte Verbrechen geschahen, gab es doch immer wieder Notfälle, die einen Polizeichef verlangten. »Soll ich dich zu Hause absetzen?«, fragte er.

»Das ist die andere Richtung. Ich komme mit«, antwortete sie.

»Gut«, sagte Ray, fuhr vom Parkplatz und steuerte den Wagen in Richtung Brightwater Road.

»Ich glaube, die Lynchs wohnen in der Brightwater«, sagte Annabel nachdenklich.

Ray runzelte die Stirn. »Alec Lynch? Der Schneemobilhändler?«, fragte er. »Na, der kann sich so eine Adresse leisten.«

Annabel verdrehte die Augen. »Bestimmt. Warum muss nur alles, was die Landschaft ruiniert, so gewinnbringend sein?«

Ray zuckte die Achseln. Annabel interessierte sich mehr für Ökologie und den Zustand ihrer Wahlheimat als Ray, der Einheimische. »Er ist ein guter Geschäftsmann.«

»Ich kenne ihn nicht. Ich kenne nur seine Frau«, bemerkte Annabel.

»Wer ist seine Frau?«, fragte Ray. »Ich glaube nicht, dass ich sie schon mal gesehen habe.«

»Doch, hast du. Greta. Sie arbeitet in Dr. Farrars Praxis.«

»Aha«, sagte Ray. Dr. Farrar war die Kinderärztin seiner Tochter gewesen und zudem ihr großes Vorbild. Sie war über fünfzig und hatte es fertiggebracht, Ehe, die Erziehung von zwei Kindern und die Leitung einer florierenden Arztpraxis unter einen Hut zu bringen. Sie war so freundlich gewesen, Natalie eine Empfehlung für die Columbia-Universität zu schreiben. Natürlich war es selten vorgekommen, dass er Natalie zu der Ärztin gebracht hatte. Das war immer Annabels Aufgabe gewesen. »Ich werde sie wahrscheinlich wiedererkennen, wenn ich sie sehe«, sagte Ray.

»Greta ist blond. Eine richtige Schönheit. Eine von den Frauen, die immer toll aussehen, auch ohne Make-up.«

»Du weißt, dass ich niemals andere Frauen anschau«, sagte Ray ernst.

»Da ist auch gut so«, antwortete Annabel, doch dann trat ein besorgtes Stirnrunzeln an die Stelle ihres Lächelns. »Sie ist eine reizende Person. Sie haben eine Tochter, wie wir, allerdings ist sie viel jünger. Ich hoffe, dass es nicht ihr Haus ist.«

Als Ray in der Straße ankam, schaute Annabel hoch, und ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr. Das war kein kleines Küchenfeuer. Das weitläufige Farmhaus, ein Holzbau, stand an einer Seite lichterloh in Flammen. Sirenen heulten, Krankenwagen und Feuerwehrautos aus den umliegenden Städtchen trafen ein. Zwei von Rays Streifenpolizisten waren schon vor Ort. Die beiden Löschfahrzeuge der Feuerwehr von Coleville spritzten Wasser in die Flammen; gleichzeitig fuhren Fahrzeuge aus anderen Städten heran und gossen ihre Wasserladungen in einen Auffangtank. Der Übertragungswagen von wglc war ebenfalls zur Stelle, und Dean Webster, der bis zur Lästigkeit eifrige junge Reporter, stand inmitten der Rettungsmannschaft, während Jeff Herrick, sein erfahrener Kameramann, pflichtgetreu alles filmte.

»Bleib hier«, befahl Ray seiner Frau, sprang aus dem Wagen und rannte zum Haus. Er schaute sich suchend nach Jim Shepard, den Brandmeister, um. Wie alle anderen Feuerwehrmänner in Coleville war Jim Freiwilliger. Im Alltagsleben war er Apotheker in der hiesigen Apotheke. Ray hoffte inständig, dass er nicht in dem brennenden Haus war.

»Chief«, rief Sam Boudreau, einer von Rays jungen Beamten, der noch nicht lange im Dienst war.

Ray ging auf den uniformierten Mann zu und deutete dabei auf das Feuer. »Sorgen Sie mal mit Porter dafür, dass all diese Leute den Feuerwehrmännern nicht im Weg stehen. Und lasst niemanden in die Nähe des Hauses.«

»Wird gemacht«, sagte Sam. »Wir sagen allen, sie sollen ein Stück zurückfahren.«

»Gut. Ich hoffe, dass niemand da drin ist«, sagte Ray.

»Sie sind reingegangen, um nachzusehen«, erwiderte Sam.

»Ist bekannt, wer hier wohnt?«

»Der Schneemobilhändler, Alec Lynch. Und seine Frau und ihr Kind.«

»Herrgott«, entfuhr es Ray. »Schreit da etwa jemand?«

»Da, schauen Sie mal!«, brüllte Sam.

Die Fenster standen in Flammen, und schwarzer Rauch quoll aus der Eingangstür des Hauses. Auf einer Seite schien die Feuersbrunst heftiger zu sein. Ein Feuerwehrmann, der mit seinem gelben Helm und seiner Atemschutzmaske einem Insekt glich, tauchte – hell erleuchtet von den Flammen im Hintergrund – im Hauseingang auf und hielt den schlaffen, mit einem Pyjama bekleideten Körper eines Mädchens in den Armen. Rettungssanitäter eilten zu ihm und nahmen ihm das Kind ab, wickelten es in eine Decke und liefen zum nächsten Rettungswagen.

Dann kam mit schweren Schritten ein weiterer Feuerwehrmann aus der verqualmten Haustür; seine Arme waren gestreckt, als würde er eine Schubkarre hinter sich herziehen. Hinter ihm wurde nun ein zweiter Feuerwehrmann sichtbar, auch er in einer leicht gekrümmten Haltung. Plötzlich erkannte Ray, dass es Beine eines Menschen waren, die der vorangehende Feuerwehrmann hielt. Der zweite Feuerwehrmann hatte seine Arme unter den Achseln derselben Person. Die Gestalt eines rußbedeckten Mannes in Parka,

Stiefeln und Pyjamahosen hing wie eine Hängematte zwischen ihnen; sein Kopf hing schlaff zur Seite. Sanitäter preschten vor. Der Feuerwehrmann, der das Mädchen getragen hatte, nahm seine Maske ab und brüllte: »Holt eine Trage. Er ist die Treppe hinuntergefallen, als er versucht hat, das Mädchen rauszutragen.«

»Ist das Alec?«, brüllte Ray.

»Ich weiß es nicht«, schrie Sam.

Schnell wurde eine Trage gebracht. Ein Rettungssanitäter war bereits dabei, den verletzten Mann zu untersuchen, während die anderen ihn auf der Trage festschnallten.

»War er bei Bewusstsein, als ihr ihn fandet?«, fragte der Rettungssanitäter.

Der Feuerwehrmann, der mit dem Kind herausgekommen war, versuchte vergeblich, sich mit dem Handschuh den Ruß vom Gesicht zu wischen. »Wahrscheinlich vom Rauch ohnmächtig geworden. Da drin kann man seine Hand vor Augen nicht sehen.« Er seufzte.

»Ich hoffe, er ist nicht gelähmt oder so was.«

Der Sanitäter runzelte besorgt die Stirn. »Ist er festgeschnallt? Dann ab mit ihm ins Krankenhaus.« Ray und Sam traten näher, als der Mann auf der Trage in den Krankenwagen geschoben wurde. »Wer ist das?«, fragte Ray, als sie an ihm vorbeigingen.

»Das ist nicht Alec Lynch.«

Sam schüttelte den Kopf. »Vielleicht ein Nachbar. Ich habe gehört, dass er versucht hat, die Leute im Haus zu retten.«

Ray packte einen vorbeieilenden Feuerwehrmann am Ärmel seiner gelben Gummijacke. »Habt ihr sonst noch jemanden gefunden? Alec Lynch oder seine Frau?«

Der Feuerwehrmann wollte gerade antworten, als plötzlich ein Krachen und ein Prasseln zu hören war. Er schrie auf. Ray drehte sich gerade noch rechtzeitig um, um zu sehen, wie die rechte Seite des Daches, wo es am heftigsten brannte, einstürzte und Funken in die Luft stoben. Flammen schlugen in den Himmel. Der Feuerwehrmann rannte sofort auf die Brandstätte zu.

»Kevin«, schrie eine weibliche Stimme hinter Ray. Er wandte sich um und sah eine schlanke junge Frau, die Hausschuhe und einen Parka über einem Nachthemd trug. Ihre dichten bernsteinfarbenen Locken umrahmten ihr gemmenartiges Gesicht, das von Angst verzerrt war. »Mein Mann!«, rief sie verzweifelt.

Ray nahm ihren Arm und versuchte, sie zu beruhigen. »Ich bin Chief Stern«, sagte er. »Suchen Sie Ihren Mann?«

»Ja«, antwortete sie. Sie zitterte, und Tränen rannen ihr über die Wangen. »Wir wohnen da drüben.« Sie deutete auf Lichter, die in der Ferne zu sehen waren, und hielt dabei mit der anderen Hand ihren Mantel zu. »Mein Mann hat das Feuer gesehen. Er lief hierher, weil er helfen wollte. Ist er noch da drinnen?«

Dean Webster näherte sich ihnen, ein Mikrofon schwenkend. »Chief«, rief er. »Ich hätte gern ein paar Worte von Ihnen.«

Ray winkte ihm ärgerlich ab. »Nicht jetzt«, erwiderte er barsch. Er wandte sich wieder an die verstörte Frau. »Ich glaube, man hat Ihren Mann gerade herausgebracht. Kommen Sie mal mit.«

»Er heißt Kevin Carmichael. Kevin Carmichael«, wiederholte sie angstvoll.

»Okay, Mrs Carmichael. Bleiben Sie dicht bei mir.« Er kämpfte sich mit ihr durch die

Menge in Richtung Krankenwagen und tauschte hin und wieder ein kurzes Nicken mit den Männern, die Schläuche zu der gewaltigen Feuersbrunst zogen. Ihre Stiefel knirschten auf dem matschigen, eisigen Boden, man hörte Rufe in der Dunkelheit, das Geräusch knallender Autotüren, das Quietschen von Reifen und das Heulen einer Sirene, als ein Krankenwagen mit großer Geschwindigkeit davonfuhr.

»Ist er da drin?«, schrie Caroline verzweifelt.

»Ich glaube nicht«, erwiderte Ray. »Ich glaube, man hat ihn in den Wagen da drüben gebracht.« Sie kamen zu einem zweiten Krankenwagen, wo die Sanitäter gerade den auf einer Trage festgeschnallten Mann an Infusionsschläuche anschlossen. Kevin Carmichael war wieder bei Bewusstsein, aber seine Augen waren halb geschlossen. Schmerzmittel stellten ihn ruhig. Trotz der Sauerstoffmaske, die der Mann trug, und trotz des Rußes auf seinem Gesicht erkannte Ray den Mann plötzlich. Er war Rechtsanwalt und neu in Coleville. Ray hatte ihn ein paar Mal im Gerichtssaal gesehen. Er hatte sehr gepflegt gewirkt und teure Anzüge getragen, wie man sie im Amtsgericht von Glace Mountain selten zu sehen bekam. Ray wünschte, er könnte den Mann fragen, ob er Alec Lynch oder sein Frau in dem Haus gesehen habe, aber wegen der Sauerstoffmaske war das nicht möglich.

»Kevin, um Gottes willen«, schrie Caroline und stürzte vor, um ihn zu umarmen.

Ein Sanitäter versperrte ihr grob den Weg. »Nein, Ma'am, fassen Sie ihn nicht an. Er könnte eine Verletzung am Rücken haben. Wir wissen noch nicht, wie schlimm es ist.«

»Ich muss bei ihm sein«, sagte sie flehentlich.

»Das können Sie«, antwortete der Sanitäter. »Sie können im Krankenwagen mitfahren. Aber er muss ruhig liegen bleiben und darf nicht bewegt werden.«

Caroline nickte gehorsam, ging dann nahe an ihren Mann heran, schaute ihm in die Augen und nahm behutsam seine Hand. »Ich bin hier, Liebling«, sagte sie.

»Er ist nicht ganz bei sich. Er hatte große Schmerzen, deshalb haben wir ihm etwas gegeben.«

Kevin starrte seine Frau an. Er murmelte etwas, aber man konnte es wegen der Sauerstoffmaske nicht verstehen.

»Nicht sprechen«, sagte Caroline leise. »Du wirst wieder gesund werden.«

Ray beugte sich über Carolines Schulter und schaute dem Mann in die Augen.

»Ich bin Ray Stern, der Polizeichef. Sie haben sich sehr mutig verhalten, Mr Carmichael.«

Der Blick des Mannes richtete sich langsam auf Rays Gesicht.

»Das kleine Mädchen ist auf dem Weg ins Krankenhaus«, sagte der Sanitäter laut. »Ich glaube, sie wird wieder völlig in Ordnung kommen. Und wir müssen Sie jetzt auch dorthin bringen, Mr Carmichael.«

Ray verstand den Wink und trat zurück. Ein Sanitäter half Caroline in den Krankenwagen, während ein anderer die hinteren Türen zuschlug.

Als Ray sich von dem Krankenwagen abwandte, sah er Annabel, die am Rande der Menge stand und auf das brennende Haus starrte. In diesem Augenblick brachen die verkohlten Teile der Holzwände zusammen. Er ging zu ihr.

Annabel schaute zu ihm auf. »Das muss Gretas Tochter gewesen sein. War dieser Mann

ihr Ehemann?«

Ray schüttelte düster den Kopf. »Ein Nachbar. Er ging hinein, um zu helfen. Trug das kleine Mädchen raus, stürzte dabei aber auf der Treppe. Ich weiß nicht, wie schlimm es um ihn steht.«

»Hoffentlich wird er wieder gesund.« Annabel schüttelte den Kopf und schaute wieder zum Haus. »Was ist mit Greta und ihrem Mann? Bitte sag mir, dass sie nicht mehr da drin sind.« Entsetzen lag in ihrer Stimme.

»Ich habe versucht, es herauszufinden. Aber man hatte dem Nachbarn eine Sauerstoffmaske aufgelegt. Deshalb konnte ich ihn nicht fragen«, sagte Ray. »Ich werde mit Chief Shepard sprechen. Er wird es wissen. Geht es dir einigermaßen gut?«

»Großer Gott, mach dir bloß keine Sorgen um mich«, antwortete sie.

Ray nickte und bahnte sich einen Weg durch die vielen Hilfskräfte, bis er bei dem Brandmeister anlangte. Jim Shepard brüllte den Männern gerade etwas zu und machte dazu erklärende Gesten. Ray wartete, bis er geendet hatte.

»Jim ...«, sagte er. »Was können wir tun?«

Der Brandmeister seufzte. »Ist schon gut. Alles, was wir hier noch tun können, ist, die Leute fernzuhalten. Ich habe gerade alle meine Männer rausbeordert. Das ganze Gebäude ist ein Flammenmeer. Wir haben keine Chance.«

»War noch irgendjemand im ...«

Der Brandmeister nickte. »Anscheinend befand sich die Mutter des Kindes im zweiten Stock. Es sieht so aus, als wäre das Feuer in ihrem Schlafzimmer ausgebrochen. Als wir herkamen, war die Hälfte des zweiten Stocks schon in Brand. Meine Leute konnten sie sehen, aber es gab keine Möglichkeit, sie zu erreichen. Wir haben versucht, durch die Fenster hineinzukommen, aber wir haben es nicht bis zu ihr geschafft.«

»Mein Gott, wie furchtbar.« Ray schaute kurz hinüber zu seiner Frau, die ihn besorgt beobachtete.

»Keine Spur von dem Vater«, fuhr Jim fort. »Es ist ein furchtbares Gefühl, da jemanden drinlassen zu müssen, kann ich dir sagen.«

Ray schüttelte den Kopf. »Ihr habt alles getan, was ihr tun konntet.«

Der Brandmeister starrte auf das Inferno. »Es hat sich so verdammt schnell ausgebreitet.«

Plötzlich brauste ein großer tiefblauer Wagen heran und blieb mit quietschenden Reifen stehen. Beinahe wäre er in eine Gruppe Schaulustiger hineingefahren. Ein dunkelhaariger Mann in einer Lederjacke sprang aus dem Wagen und rannte auf das brennende Haus zu. Ray erkannte Alec Lynch.

»Haltet ihn auf«, brüllte Ray. Sam Boudreau und sein Kollege Randy Porter hielten den Mann fest und zogen ihn zurück.

»Greta«, schrie Alec Lynch. »Meine Tochter ist da drin. Meine Frau ...«

Ray packte den Mann an den Oberarmen.

»Alec«, rief er, »hör mir zu. Man hat deine Tochter rausgeholt.«

Der Mann glotzte Ray an, als würde er seine Worte nicht verstehen. »Zoe ist in Sicherheit?«

Sam Boudreau nickte. »Sie ist schon im Krankenwagen.«

»Sie wird wieder in Ordnung kommen«, versicherte Ray ihm. »Ein Nachbar hat sie rausgeholt. Sie ist schon auf dem Weg ins Krankenhaus.« Ray konnte es kaum ertragen, die Panik, die Ungläubigkeit in Alecs Augen zu sehen, der auf diese höllische Feuersbrunst starrte. »Deiner Tochter geht es gut«, wiederholte er. »Man kümmert sich um sie.«

»Bist du sicher?«, flüsterte Alec.

Ray nickte. »Ich habe selbst gesehen, wie sie sie herausgetragen haben.«

Alec starrte ins Feuer und schaute dann Ray an. »Und Greta?«, fragte er.

»Also, es sieht leider so aus, als ob ...«, begann Ray und kam sich wie ein Feigling vor, weil er nicht sagen wollte, was er gehört hatte. »Alec, ich fürchte ... Ich glaube, sie hat es nicht geschafft, rauszukommen.«

Alecs Knie knickten ein, und Sam und Randy Porter stürzten zu ihm, um ihn zu stützen. Alec schüttelte mehrmals den Kopf. »Nein. Nein. Das kann nicht sein.«

Ray presste seine Lippen aufeinander. Das ist die schlimmste Pflicht auf der Welt, dachte er. Den Menschen sagen zu müssen, dass ein geliebter Angehöriger tot ist. Das kam immer so plötzlich. So furchtbar unerwartet. Man konnte sich nie daran gewöhnen, solche Nachrichten überbringen zu müssen.

»Es ist möglich, dass es nicht Greta war«, sagte Ray. »Aber die Feuerwehrmänner sahen eine Frau...«

Alecs Augen wurden groß. »Nein«, flehte er. Dann versuchte er, sich loszureißen. »Greta«, brüllte er in Richtung des brennenden Hauses.

Alec Lynch war kleiner als Ray, aber schwerer und sehr kräftig. Ray war froh, dass Sam Boudreau herbeieilte und ihm half, Alec zurückzuhalten. Ray hätte es nicht allein geschafft. Randy Porter kam hinzu, und gemeinsam hielten sie den verzweiferten Mann, der versuchte, sich loszureißen und in das Flammeninferno zu stürzen.

Ray fühlte eine Hand an seinem Ellbogen. Er drehte sich um und sah Annabels bleiches Gesicht in der Dunkelheit.

»Ist es Greta?«, flüsterte sie ängstlich.

»Es sieht so aus«, antwortete er und schaute wieder zum Feuer. Ein halbes Dutzend Schläuche war jetzt darauf gerichtet; Rauch quoll aus jedem Fenster und jeder Tür, hartnäckig schossen die Flammen trotz der Wand aus Wasser immer wieder empor.

»Das kann nicht sein. Ich würde wissen, wenn sie es wäre«, beharrte Alec.

Ray nickte. Er erkannte das unlogische Denken der Liebe.

»Lasst mich gehen. Ich will da rein«, schrie Alec.

»Niemand kann jetzt da hineingehen«, sagte Ray und behielt ihn fest im Griff.

Annabels Lippen zitterten, und er konnte sehen, dass ihre Augen von Tränen glänzten. »Mr Lynch, es tut mir unendlich leid«, sagte sie. Sie versuchte tröstend eine Hand auf Alecs Unterarm zu legen, aber er zuckte zurück und starrte sie finster an.

»Nein«, beharrte Alec Lynch. Er schaute wieder ungläubig auf das brennende Haus. Dann schüttelte er heftig den Kopf, als könne er damit die furchtbare Wirklichkeit abschütteln.

»Was für eine Tragödie«, sagte Annabel.

»Nein ... es kann nicht sein.« Alec Lynchs Schreie zerrissen die raucherfüllte Luft. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, seine Schultern begannen zu zittern. Die

Polizeibeamten ließen ihn los, und er brach unter der Erkenntnis seines Verlusts zusammen.

Ray schaute sorgenvoll auf den gebrochenen Mann hinab. Sam Boudreau blickte Ray fragend an. »Soll ich ihn ins Krankenhaus bringen, Chief? Seine kleine Tochter wird ihn wahrscheinlich sehen wollen.«

Ray nickte zustimmend. »Das ist eine gute Idee«, sagte er. Er sprach leise in Alecs Ohr. »Alec«, sagte er. »Hier kannst du nichts ausrichten. Officer Boudreau wird dich zu deiner Tochter ins Krankenhaus fahren. Komm, bitte. Du musst jetzt stark sein für deine kleine Tochter. Sie braucht dich.«

Alec nickte ein wenig, die Augen auf den Boden geheftet. Er versuchte nicht, Rays tröstende Hand abzuschütteln. Sam trat zu ihm und nahm ihn beim Arm. »Kommen Sie, Mr Lynch. Ich bringe Sie hin.« Alec Lynch ließ sich wegführen, noch immer gebeugt von dem Schock. Die Journalisten vom Fernsehen lungerten in diskretem Abstand zu dem verstörten Mann herum.

Ray schaute Alec hinterher. Sein Herz war erfüllt von Mitgefühl und Kummer. Er ergriff Annabels Arm und hielt ihre Hand ganz fest. »Der arme Kerl«, flüsterte Ray seiner Frau zu. »Er wird sich sein ganzes restliches Leben lang damit herumquälen und sich ständig fragen, ob er sie hätte retten können, wenn er nur früher nach Hause gekommen wäre.«